

Abonnements nehmen entgegen im Inland: Die Zeitungsboten und die Redaktion in Baduz (Postfach); in der Schweiz und im übrigen Auslande: Die Buchdruckerei U. G. in Mels, die Poststellen und Verwaltung. Inzerate nehmen die Redaktion, die Bemerkungen, die Zeitungsträger und die Buchdruckerei entgegen u. müssen spätestens je vor mittags eingehen. — Einlagen sind frühzeitig an die Redaktion zu senden. Schriftliche Anfragen francoporto beilegen. Anzeigen wird nicht berücksichtigt. — Verewaltung der „Obersrheinische Nachrichten“ und des „Niederrheinischer Anzeiger“ in Baduz. — Druck und Expedition: Erganzerl. Buchdruckerei U. G., Mels (Telefon 55)

Obersrheinische

Nachrichten

Anzeiger für Liechtenstein und Umgebung.

Erscheint jeden Mittwoch und Samstag in Baduz

Anzeigenpreis: Inland: Die einspaltige Colonne 15 Rappen. Österreich: Die einspaltige Colonne 20 Rappen. Deutschland: Die einspaltige Colonne 20 Rappen. Schweiz u. übriges Ausland: 1spaltige Zeile 20 R. — Reklamen das Doppelte. —

Abonnements nehmen entgegen im Inland: Die Zeitungsboten und die Redaktion in Baduz (Postfach); in der Schweiz und im übrigen Auslande: Die Buchdruckerei U. G. in Mels, die Poststellen und Verwaltung. Inzerate nehmen die Redaktion, die Bemerkungen, die Zeitungsträger und die Buchdruckerei entgegen u. müssen spätestens je vor mittags eingehen. — Einlagen sind frühzeitig an die Redaktion zu senden. Schriftliche Anfragen francoporto beilegen. Anzeigen wird nicht berücksichtigt. — Verewaltung der „Obersrheinische Nachrichten“ und des „Niederrheinischer Anzeiger“ in Baduz. — Druck und Expedition: Erganzerl. Buchdruckerei U. G., Mels (Telefon 55)

Bur Politik der Wiener Gesandtschaft.

(Entgegnung von Dr. W. Beck, Baduz.)

VI.

Zur Verfassungsfrage. Nicht nur Schweizer selbst hörte es, sondern noch viele andere waren Augen- und Ohrenzeugen, als Sie versprachen, daß wir durch Ihre Vermittlung binnen zwei Monaten eine Verfassung haben werden. Mit dieser Auffassung gingen mit unierem Korrespondenten viele nach Hause. Ihre Darstellung ist Unwahrheit, um nicht mehr zu sagen. Ja, welches ist nun der wahre Sachverhalt? In Schaan wurde vom Herrn Gesandten vergeblich sein politisches Verhalten einwandfrei zu rechtfertigen und das „Nachrichten“-Gewebe dieses Blattes, wie sich der Herr Gesandte so art ausbrückt, zu zerstreuen versucht. Wir verweisen auf das bereits Gesagte. Es ist wichtig, daß mehrere Redner der Volkspartei die baldige Revision der Verfassung, wie sie schon mehrmals versprochen worden war, verlangten. Herr Reichler Schädler schlug vor, eine Resolution zu fassen, wonach die schleunige Revision der Verfassung verlangt werde. Diese Anregung unterstützten auch Herr Dr. Ripp und andere Redner. Auf diesen einmütig kundgegebenen Willen der Versammlung erklärten Sie in laueren Ausführungen u. a. eine Resolution brauche es nicht. Sie werden nun dafür sorgen, daß wir binnen zwei Monaten eine Verfassung bekommen. Mit dieser und keiner anderen Auffassung gingen viele nach Hause. Die nun von Ihnen gegebene Darstellung, warum Sie eine formelle Resolution nicht haben wollten, und daß Sie ein solches Versprechen nicht abgeben konnten, haben Sie damals gar nicht erwähnt. Die vom Herrn Gesandten gegebenen Aufklärungen stehen mit den Tatsachen im Widerspruch. Sie stellen insbesondere den Sachverhalt schiefer vor, wenn es heißt, man habe wohl von einer Resolution von einer Seite gesprochen. Nein, von beiden Seiten ist die Anregung des Herrn Schädler unterstützt worden. Erst nachdem Sie, wie so oft, sicher erklärten, eine Resolution brauche es nicht, Sie sorgen nun dafür, daß wir binnen zwei Monaten eine Verfassung erhalten, stund man gemeinhin von der Resolution ab. Es ist also Unwahrheit, daß Sie nur versprochen, die Sache dem Fürsten zu melden. In dieser Sache haben Sie mehr versprochen — als gehalten.

Uebrigens hat der Herr Gesandte sich schon vor jener Versammlung entzündend über die Verhinderung der Verfassungsrevision ausgesprochen. Ich werde Ihnen doch nicht noch Ihre eigenen jahtigen Ausdrücke in Erinnerung rufen müssen!

Eine Unwahrheit ist es auch nach meinen bestimmt lautenden Informationen, daß der Herr Gesandte erst im Januar dieses Jahres auf der Fahrt nach Schaan zu jener Versammlung, erfuhr, Herr Dr. Beck-Vern habe die Verfassungsarbeiten zurückgelegt. Das haben Sie schon vor-

her gemußt. Herr Dr. Beck hat in der Tat angehtlich wegen Mangels einer Schreibkraft und weil er für sich selber in die halben Nächte das Schreibfräulein spielen mußte, die Arbeit zurückgelegt. Vielleicht wissen Sie am besten, worin das Hindernis bestund, daß diesem Umstande nicht schon lange abgeholfen worden ist. In Hauptfachen steht nach meiner und anderen Auffassung der Berner Gesandte aber leider unter Ihrem Regiment.

Meiner Ansicht nach ist das in Schaan gegebene Versprechen also nicht eingehalten worden. Mehr als zwei Monate, ja ein halbes Jahr hat man das gute Volk im Glauben gelassen, unser initiative Herr Gesandte überreichte dem Volke eine echt demokratische Verfassung. Heute ist dieses Volk um eine Enttäuschung reicher.

Nun kommen Sie auch auf die Besprechung zwischen uns über eine Anregung betr. Revision der Verfassung durch Herrn Dr. Ritter und Sie zu sprechen. Die Besprechung wird wieder in unwarhrer und entstellter Weise wieder gegeben. Wie ist der Sachverhalt? Der Herr Wiener Kritiker kam zu mir, sagte, Herr Dr. Ritter habe bei ihm telefonisch von Selbstkritik aus angeregt, sie beide könnten einen Verfassungsentwurf ausarbeiten, damit die Sache einmal vom Tische gehe. Der Herr Gesandte erklärte sich nun dazu bereit, mit Herrn Dr. Ritter diese Arbeit zu übernehmen. Ich war natürlich höchst erstaunt, daß diese zwei bisher nicht auf dem besten Fuße stehenden Herren, wie ich aus den mehrfachen und bei wiederholten Anlässen gemachten Neuzerungen des Herrn Gesandten feststellen konnte, nun plötzlich gemeinsam eine Verfassung ausarbeiten wollen. Außerdem war ich über das Aussehen des Herrn Gesandten auch deshalb erstaunt, weil ja er doch wissen mußte, daß kurze Zeit vorher Herr Dr. Beck-Vern das erste Mal mit dieser Arbeit betraut worden war. Unter dem Eindruck dieser Tatsachen hat mein Gesicht zwar nicht einen „verfinsterten“, wohl aber höchst erstaunten Ausdruck angenommen. Ich entgegnete dem Herrn Gesandten, daß Herr Dr. Beck-Vern erst kürzlich mit dieser Arbeit im Einverständnis mit der Verfassungskommission beauftragt worden sei, demnach könne ich die Sache nicht mehr ändern; und wenn man dem Herrn Dr. Beck-Vern die Arbeit unter solchen Umständen wieder aus der Hand nehmen würde, wäre dies gleichbedeutend mit einem Mißtrauensvotum. Ich schlug vor, daß allenfalls die beiden Herren den von Herrn Dr. Beck-Vern ausgearbeiteten Entwurf mit Zustimmung der Kommission übergeben könnten. Im weiteren machte ich den Herrn Gesandten darauf aufmerksam, daß bei der damals (anfangs 1919) herrschenden Stimmung in der Wienerpartei gegen Herrn Dr. Ritter, den ich gewiß für die Arbeit für fähig hielt, der Vorbehalt des Gesandten wohl nicht beifällig aufgenommen werde.

Ich versprach mir angesichts dieser Umstände leider wenig Erfolge von der Anregung des Herrn Gesandten, dessen Ankunnt mir meines Wissens Herr Dr. Ritter vorher telephonisch mitgeteilt hatte. Ich hatte den Eindruck, daß ich für die Idee in der Kommission Stimmung machen sollte! Sie waren bei jener Unterredung nach meinem ganzen Eindruck zuerst sehr für Herrn Dr. Ritter eingenommen, und als ich Ihnen meine Ansicht auseinandergesetzt hatte, fiel es mir sehr auf, wie Sie sich sofort gegen Herrn Dr. Ritter aussprachen und Ihrem Kinnut gegen diesen Herrn lebhaften Ausdruck verliehen. Das ist der wahre Sachverhalt.

Wie mir von privater Seite weiter mitgeteilt wird, war Ihnen, wie auch andern Mitglieder des Fürstenhauses und hiesigen Politikern mein gegen Mitte Januar (und vor jener obigen Besprechung) eingereichter Verfassungsentwurf viel zu demokratisch. Sie haben dann, nicht nur eine „vergleichende“ Zusammenstellung aus der alten Verfassung, aus dem Entwurfe des jetzigen Herrn Landesverweisers, welche letztere Arbeit ich nie zu Gesicht bekam, und aus meinem Entwurfe gemacht, sondern Sie sollen nach jener Information gerade die wesentlichen demokratischen Bestimmungen meines Entwurfes gestrichelt, dafür andere wenig demokratische Bestimmungen vorgeschlagen und darüber die aus der alten Verfassung herübergenommenen Paragraphen stehen gelassen haben. Kurz der Gesamteindruck, den Ihre Arbeit erweckt hat, war der, daß wir a. V. noch schlechter als unter der alten Verfassung fahren würden. Meinen Entwurf haben Sie, wie auch andere, totgeschwiegen. Ist es wahr oder nicht, Herr Gesandter? Das alle stimmt mit den von Ihnen seinerzeit gemachten Neuzerungen in der Verfassungs- und Landesverweiserfrage überein, wonach Sie vor allem die Rechte des Fürsten zu wahren haben.

Die Beerefrage wird in diese Angelegenheit hereinbezogen, obwohl der Korrespondent hierzu gar keine Veranlassung gegeben hat. Auf diese meines Erachtens erlebte Angelegenheit will ich nicht weiter eintreten. Ich möchte nur die Frage stellen: hat man in Wien nicht auch daran gedacht, Herrn Dr. Beck mit Gewalt ins Land zu bringen und einzukneipen? Ja, ja es sollte eben eine Verfassung im Sinne gewisser Kreise eingeführt werden. Es freut mich, aus den Ausführungen des Herrn Gesandten feststellen zu können, daß auch er für die Berufung Herrn Dr. Beck's besonders eingenommen war. Das habe ich allerdings in der Unterredung vom Gründonnerstag reichlich erfahren können. Die damals vorgebrachten Gründe stimmen nur teilweise mit den im Blatte veröffentlichten überein, das ist hier gegenüber allfälligen späteren Weiterungen festzustellen. Sie raten dem Kritiker, Ihre zwei an mich gerichteten Briefe in dieser Sache zu lesen, deren

Veröffentlichung in den „D. N.“ vielleicht nützlich gewesen wäre, als mancher Artikel, der in dieser Frage einseitiger Parteileidenschaft statt ruhiger Ueberlegung sprechen ließ und sicher nicht dazu beigetragen hat, die Verfassungsrevision zu erleichtern und zu beschleunigen. — Nun, solche Belehrungen bin ich nicht und ist sich die Volkspartei von Ihnen gewöhnt; denn jene amtliche Kundmachung und jener Erlaß, womit auf das Telegramm von der Trienerprotestversammlung in der Veermache und auf die bezügliche Eingabe haben meines Wissens die Schreibmaschine der Wiener Gesandtschaft diktiert.

Darin stand ja schon von einem „Geheimenden“ Wortlaut und von einem „Versuch“ in die Rechte des Fürsten einzugreifen. In der Wiener Gesandtschaft sind meines Erachtens noch viele Urkunden in der Veriraac verfaßt worden.

Eine Einwilligung zur Veröffentlichung jener Briefe, wie auch der jüngst erhaltenen, habe ich nicht bekommen, und konnte ich demnach die Briefe nicht im Blatt abdrucken lassen, da es eben meiner Auffassung widerspricht. Privatbriefe derart zu gebrauchen, Neugierigen kann ich die Veröffentlichung abgeben, daß die Veröffentlichung jener Briefe gar nicht so nützlich für Sie gewesen wäre, wie das sich selbst einschätzend gemeint wird. Der Inhalt jener Briefe, die Argumentation, warum der Wiener Gesandte Herr Dr. Beck im Lande haben wollte, weicht übrigens wesentlich von Ihren Aufklärungen am Gründonnerstag ab. Ihnen hätte ich demnach unter diesen Umständen mit der Publikation einen Dienst erwiesen, indem dann die andern für manche wenig schmeichelhaften Gründe, die Sie mir mündlich mitteilten, unter den Tisch gewischt worden wären. Nicht wahr, Herr Gesandter, wir verstehen uns?

Dem Herrn Gesandten wird auch bekannt sein, daß ich wegen Mißbrauchs — anders kann ich es nicht nennen — der Ihnen von mir mündlich und schriftlich mitgeteilten Gedanken reklamieren mußte. Ein hiesiger Politiker erklärte auch, er sei über den Briefwechsel zwischen uns auf dem Laufenden gewesen. Auf meine bezügliche Beschwerde hin schrieb Sie in bezugnehmender Weise: „Hierauf muß ich wohl erwidern, daß es in allen Staaten vorkommt und etwas Selbstverständliches (!) für einen Beamten ist, der in einer Mission mit den Parteiführern spricht, daß er über den Inhalt des Gesprächs einen schriftlichen Bericht erstattet und denselben nicht nur seinem Auftraggeber, also hier dem Fürsten, sondern auch der Regierung zur Kenntnis bringt...“ Genies selbstverständlich ist es auch, daß die Regierung, die ihr nachstehenden Zeitung mit Informationen versieht und so die Öffentlichkeit über ihre Absichten aufklärt.“ Diese ausweichende Antwort wagten Sie mir noch nach allem Vorangegangenen zu geben! Nie haben Sie mir gesagt, daß Sie in einer Mission mit mir verfahren.

Feuilleton.

Die Märchenprinzessin.

Original-Roman von M. Hohenhausen.

(Nachdruck verboten.)

In diesen Gedanken und Zweifeln gelangte er endlich an das Ziel seines Weges. Schmal und eng lehnten sich die alten Häuser aneinander, als wäre eines die Stütze des andern. Und vor einem dieser alten, fast zerbröckelnden Häuser war Fritz von Böhme stehen geblieben. Er blickte zu den Fenstern empor. Aus zweien leuchtete noch ein rötlicher Lichtschimmer. Ein alter Glodenstuhl stand neben der Türe, die auf sein Kämmerlein nach kurzer Pause geöffnet wurde. Fritz von Böhme stand in einem völlig dunkeln Korridor und aus der Finsternis heraus fragte eine Stimme:

„Herr von Böhme?“

„Ja!“

„Gehen Sie nur gerade aus. Es wird gleich Licht kommen!“

Er tappte vorwärts. Die Türe schloß sich hinter ihm; dann verbreitete sich der helle Schein einer

elektrischen Taschenlampe. Fritz von Böhme schaute um sich und er erkannte erst jetzt die Gestalt seines Begleiters.

„Sie sind es selbst!“

„Ja. Sie wollten, daß Ihr Kommen ein Geheimnis bleiben soll. Und da wollte ich auch vermeiden, daß Sie ein Diener sieht. Ich selbst liebe ja die Heimlichkeiten nicht.“

„Aber man sagt mir doch, daß Sie auf bestimmten Wunsch auch in den Nachstunden empfangen“, erwiderte Fritz von Böhme.

„Ja, früher tat ich es, wenn sich jemand anmeldete. Aber lange geschah das nicht mehr. Nur Ihr Name hat mich bestimmt, einmal wieder eine Ausnahme zu machen.“

„Und wie werden Sie sich zu meinem Vorschlag stellen?“

„Das werden wir oben besprechen. Auf der Treppe können wir die Angelegenheit doch nicht erledigen.“

Und nun gingen sie schweigend weiter. Sein Begleiter öffnete wieder eine Türe. Durch diese trat Fritz von Böhme in ein niedriges Zimmer, das wie ein Bureau eingerichtet war, aber nur alte, wackelige Möbel enthielt. Es sah alles so ärm-

lich aus, das Stuhl, der wurmtichtige Tisch, die schabhaften Stühle.

Fritz von Böhme schaute sich erstaunt um; diesen Blick hatte sein Begleiter beobachtet, der daraufhin mit einem Lächeln sagte:

„Einen Luxus gibt es hier freilich nicht. Die Arbeit verträgt das nicht.“

„Ich hätte auch kein Recht, darnach zu fragen“, entgegnete Böhme.

„Sehen Sie sich. Sie müssen sich eben mit den bescheidenen Verhältnissen abfinden.“

„Ich danke!“

Fritz von Böhme blieb stehen. Der Andere zog die Schultern hoch und sehte sich. Dann fragte er:

„Was kann ich nun tun?“

„Ich habe Ihnen schriftlich alles auseinander gesagt.“

„Ja, ich weiß es. Und was verlangen Sie nun, Herr von Böhme?“

„Bierzigttausend Mark!“

Still war es in dem Raum. Man hörte nur das Ticken der Wanduhr.

Der Besitzer dieses unfreundlichen Raumes rieb die Handflächen am Kinn. Er schien zu überlegen. Dann erklärte er mit müder, schleppender Stimme:

„Das ist freilich viel. Und das Gut trägt schon bedeutende Schulden.“

„Aber alle befinden sich in Ihrem Besitz. Sie würden meine Schulden nicht angekauft haben, wie mir mitgeteilt wurde, wenn Ihnen Gut Böhme nicht doch gut genug erschienen wäre.“

Ein lauernder Blick traf den Sprecher.

„Für die Schulden, die ich aus einer mir selbst unerklärlichen Schwäche übernommen habe, mag es gut sein. Aber eine neue Belastung verträgt Böhme nicht!“

„Es hat einen Wert von nahezu einer halben Million.“

„Das behaupten Sie. Vielleicht mag es einen solchen Wert besitzen haben, ehe Ihr Vater die großen Wälder niederzuschlagen ließ, und als es noch gut bewirtschaftet war. Heute fehlt alles!“

„Sie haben hundertzehntausend an Schulden in Ihren Händen. Bierzigttausend verträgt das Gut noch leicht.“

„Sie werden niemand finden, der es um den Gesamtbetrag von hundertfünfzigtausend kaufen möchte.“

„Das ist ja Wahnsinn!“

„Dann wäre es mir lieb, wenn Sie jemanden

Uebrigens werden Sie wohl wissen, durch welche Vermittlung Sie mit mir Ausprüche suchten und unter welchen Umständen. Müssen Sie noch gegen haben, die Sie daran erinnern? Ich will heute nicht mehr sagen. Nur ich Sie nicht noch auf unser Gespräch am Bahnhof in Wien erinnern? Ihre Darstellung steht mit der Wahrheit gar sehr im Widerspruch. Warum ich meine Beziehungen unter diesen Umständen auf das Notwendigste eingeschränkt habe, mag jeder Leser selbst beurteilen. Ein Verräter an der eigenen Partei will ich nicht werden.

Einen großen Dienst hat mir der Herr Wiener Gesandte durch seine ganze Schreibweise gegen mich erwiesen. Er hat nämlich die unrichtige Behauptung gewisser Kreise im eigenen Lager, als ob ich mit ihm und andern Gegnern feindlich unter einer Decke stecke, gründlich zerstört. Ich danke für den zwar unbedeutenden, aber immerhin geleisteten Dienst!

VI.
Republikanismus. Entschieden Bestreben der Herr Gesandte mit dem mir und andern gegenüber leichter aufgeworfenen Vorwurf, die Führer der Volkspartei und ich seien verkappte Republikaner. Anders vermag ich keine verschiedenen lebenswürdigen Ansprüchen nicht aufzuführen. Die Ausbreitung des Herrn Gesandten steht auch mit der Auffassung des Fürsten selbst im Widerspruch. Wie uns nachträglich mitgeteilt, hat man am 30. Juli dem Doman und Wacoemann der Volkspartei auf Anordnung des Fürsten mitgeteilt, daß er früher nicht habe auf die Einreden und Telegramme wegen Abwesenheit im Bade und bringender Geschäfte antworten können. Er ließ für die in den Eingaben enthaltene Lokalkritik danken. Er wolle bei seiner nächsten Abwesenheit im August über die Verfassungsfrage konferieren und prüfe die Forderungen der Volkspartei undvoringenommen. Was die Volkspartei von dieser nachträglich an den Eröffnung halten will, nachdem man sie so lange einer Antwort von der Gesandtschaft und von andern Wiener Stellen nicht für würdig gehalten hat, ist ihre Sache. Redensfalls ist sie rechtlich spät, sehr spät gekommen, und man wird erst recht auf Seite der Volkspartei neuerdings die Forderungen stellen, die keinen Zweifel übrig lassen. Und wenn man den Fürsten früher anders beraten hätte, würde laue vorher eine Antwort gekommen sein. Die früher beherrschende Antwort über „befremdende“ Sprache und über den „Versuch“ auf einen angeblichen Eingriff in die Verfassung ist recht rasch gekommen. Feststellen muß man, daß die Auffassung der Wiener Gesandtschaft nicht wahr ist.

Auf eine grundsätzliche Auseinandersetzung hinsichtlich der Auffassung über die Staatsform will ich mich mit einem Herrn Prinzen — das ist ja demokratisch — nicht einlassen. Die Fähigkeit, hierüber ein eigenes Urteil bilden zu können, wird mir der Herr Gesandte in der schönen Wiener Stadt doch noch zutrauen. Allein seine Anwürfe und Auspuckungen sind auf Massenbeeinflussung berechnet. Dem lieben Dichtensteiner soll mit dem Wort Republikaner die „Schrecke“ geläutet und der Teufel an die Wand gemalt werden. Er soll gewarnt werden vor einer schlimmen Gefahr, die unübersichtlicher wie ein brüllender Löwe. Die gelinde Geistesverfassung vieler Dichtensteiner weiß solche Bedrohungen nicht einzuschüchtern. Sie ziehen nicht mehr. Dem Dichtensteiner Volke darf man schon in Erinnerung rufen, daß laut dem eben berührten Verlegenheitsgesetz, womit die k. k. Pringen seit Johann I. mit einem Schlag durch die Bemühungen der Herrn Gesandten zu Bürgern der ersten Klasse im Lande mit allen Rechten, aber keinen Pflichten, ausgestattet worden sind, und diesen zugleich das in Oesterreich schon bisher innegehabte Bürgerrecht beizubehalten erlaubt worden ist. Ein Prinz, der außer seinem neu erworbenen Bürgerrecht noch sein Bürgerrecht in einer Republik behält — mag dies auch aus Sonderinteressen geschehen sein — ist meines Erachtens doch auch nach einer Seite hin Republikaner. Oder wie wollen Sie diesem Gedanken die Nase drehen? Gerade so eine schlechte Eigenschaft scheint es nicht zu sein, wenn man Republikaner ist! Wäre es nun ein Verdöben, wenn jemand in dem von Ihnen in die Welt hinaus verkündeten fürsten-

treuen Dichtensteiner Republikaner sein würde? Die Ueberzeugung, daß die Republik die beste Staatsform sein könne, ist mindestens ebenso achtenswert, als die, daß es die Monarchie sei. Dabei will ich weiter über die verschiedenen Nebenformen von Monarchie und Republik, welche Nebenformen ihrer Natur nach geradezu bei politischen Beurteilungen den Ausschlag geben, kein Wort verlieren. Die Achtung dieser Ueberzeugung darf man auch von einem Prinzen fordern. Ich will dabei gar nicht unteruchen, ob und inwiefern derselbe den monarchischen Bestrebungen in Oesterreich ab- oder zuwenig ist oder nicht. Darüber sind ja selbst Blätter verschiedener Ansicht.

Bei der Behandlung dieses Vorwurfes zeigt der Herr Gesandte eine merkwürdige verworrene Auffassung. Vor allem ist zwischen der Stellung des Monarchen, den Prinzen im allgemeinen und dem Herrn Gesandten und einigen Anhängern — im Volksmund laßt man Trabanten — die durch ihr Getue fürstlicher als der Fürst sein wollen, ein Unterschied zu machen. Ein Vorwurf an den Gesandten trifft nicht alle Prinzen, geschweige denn unter allen Umständen den Monarchen. Wenn also z. B. h. zweifelhaft wird, daß der Herr Gesandte ein Dichtensteiner mit Leib und Seele sei, eins mit dem Sinn und Trachten unseres Volkes, so hat das gar nichts mit dem Republikanismus und mit Fürstentreue zu tun. Würde ich eine solche Verwechslung begehen, so hätte man mir Selbstüberhebung vorgeworfen! Ebenso behältet ein Vorwurf an die Trabanten noch lauge nicht einen solchen an den Herrn Gesandten oder andere Stellen. Bitte, also mehr untercheiden! Fürs zweite ist noch lauge nicht gesagt, daß einem Manne, der für das Volk mehr Rechte verlangt, und die stillliegenden oder nur von seinen landbesessenden Beamten bisher ausgeübten Rechte des Monarchen beschränken will, der Vorwurf einer verkehrten Republikaners gemacht werden darf. Sie werden doch selbst zugeben, daß wir bisher eine konstitutionelle Monarchie mehr dem Schein als der Wirklichkeit noch waren. Unsere Monarchie darf und muß bis ins Herz hindin demokratisch gestaltet werden. Wer aber dieses verlangt, ist noch lauge kein Republikaner.

Auf alle Gründe, warum eine echte demokratische Verfassung verlangt und auf ihr bestanden wird, einzutreten, habe ich nicht Lust. Etwas sei aber erwähnt. Die Unaufrichtigkeit, der dem Volke gegenüber beschriebenen Politik mit landbesessenden Einflüssen muß verworfen werden. Erscheinungen dieser Art lassen sich durch unsere Landesgeschichte hinein bis in die neueste Zeit verfolgen. Einseitige Behörden- und Dynastiepolitik ist nicht mehr gesundlich und erwünscht, es wird heute mehr denn je und mit Nachdruck Politik vom Volk und für das Volk verlangt und innerhalb dieser hat sich die dynamische Politik zu bewegen. Neue völkische Politik hat zum Teil recht schlechte Früchte unter den liberal-aristokratischen und autokratisch-aristokratischen fremden Landesverwaltern getragen. Die Politik soll nicht mehr von oben herab allein, sondern vor allem von unten hinauf aus dem bodenständigen Dichtensteiner Volk gemacht werden. Es gäbe ein eigenes Kapitel über die liberal-aristokratischen Landesverwalter zu schreiben, die einzeln und allein von oben herab dem Volke die Politik machten. Sie verbargen sich hinter dem alles bewundernden und angeblich beschützenden Absolutismus, der mit ihnen und durch sie dem Volke aufkotroiert wurde. Diesen Kreisen hat es das Fürstenthaus in erster Linie zu danken, wenn der politisch Glaube in manchen Volksteilen sehr ins Wanken gekommen ist, denn schließlich will der Dichtensteiner in seinem Heimatlande auch noch was zu sagen haben. Neue und mit ihnen noch andere Kreise von heute sind die langjamten Totengräber des monarchischen Prinzips und gegen die Erscheinung mache ich Front!

(Fortsetzung folgt.)
Los von Rom — hin zu Rom.
 „Der Dollar, eine Hauptgefahr für den Katholizismus Frankreichs“, so lautet der Titel eines Artikels, der in den katholischen Blättern

die Kunde macht. Verschiedene amerikanische Sekten und Gesellschaften wenden Hiezen um auf, um das katholische, oder jetzt ehre ungläubige Frankreich dem Protestantismus zuzuführen. Fr. 700,000, 80,000 Dollars, 20,000, 240,000, 150,000 Dollars, so rollt ein Strom von Gold nur so daher und bedeutet für uns zweifellos eine große Gefahr. Aber auch eine für uns erfreuliche Geamtseite fehlt nicht. Wir lesen im Buch eines protestantischen Theologen: „Es geht ein katholischer Rus durch die Welt.“ So sprach vor hundert Jahren der große schwedische Geschichtschreiber Erik Gustav Geijer, der von seiner Lehrkanzel in Upsala die geistigen Strömungen seiner Zeit überseht. Im Zeitalter der Romantik wandten sich so viele feinnüchtige und gemüthliche Menschen vom Luthertume ab und suchten Bist und Erquickung in den hohen und reichen Hallen des römischen Kirchentums.

Dasselbe Schauspiel wiederholt sich heute von neuem. Wer genau hindort auf den religiösen Pulsschlag der Gegenwart, der wird Geijers Worte wiederholen: „Es geht ein katholischer Rus durch die Welt.“ Wohl ist die Zahl der förmlichen Uebertritte vom evangelischen Christentum zum Katholizismus nicht größer als in früheren Zeiten, aber ein großer Teil der evangelischen Christenheit ist von aufrichtiger Bewunderung für den Katholizismus erfüllt, ja, in vielen regt sich die stille oder laute Sehnsucht nach katholischem Geiit und katholischen Formen; selbst bei evangelischen Theologen lassen sich katholische Neigungen feststellen. In England begannen die katholischen Tendenzen schon vor Jahrzehnten und lehten sich unermindert fort bis in die Gegenwart; zwei von den genialsten Männern des neuen Katholizismus, Newman und Tyndal, sind englische Konvertiten, die beredten Wortführer des neuwachten katholischen Geistes.

In Dänemark ist die katholische Bewegung innerhalb des Protestantismus in stetem Wachsen, auch im evangelischen Deutschland hat sie Fuß gefaßt. Der Zusammenbruch des Staatskirchentums hat hier an verschiedenen Orten katholischere Kirchenpläne aufliegen lassen. Auch in Schweden sind die Neigungen zum Katholizismus viel stärker, als der äußere Beobachter sieht und ahnt. Die persönlichen Unterredungen, die ich mit schwedischen Theologen und Laien hatte, die Briefe, die ich aus Anlaß meiner Vorträge über den Katholizismus erhielt, sind ein klarer Beweis dafür, daß auch durch das erzlutherische Schweden ein katholischer Zug geht. Gewiß ist die Sympathie für den Katholizismus bei vielen Gegenwartsmännern nur äußerliche Stimmung, bisweilen nur äußerliche Mode; gewiß beruht die Bewunderung des Katholizismus bei vielen nur auf oberflächlichen Eingeindrücken; gewiß haben die modernen Verehrer des katholischen Kirchentums von diesem oft nur sehr unklare und verschwommene Vorstellungen, aber hinter der Bekehrung für den Katholizismus religiöse Werte besibt, die sich in den evangelischen Kirchen nicht oder nur in unvollkommenen Ansätzen finden.

Uiele Jahrhunderte steht das katholische Kirchentum, zahllos sind die Anstürme, die der freiwillliche wie der tierferkämpfte Geist gegen dieses Kirchentum unternommen hat, und doch sind seine Fundamente bis heute unerschütter. Selbst die größte religiöse Reformationsbewegung des Christentums im 16. Jahrhundert vermochte dieses Kirchentum nicht ins Wanken zu bringen. Im Gegenteil, die reformatorische Gegenbewegung hatte eine Verfestigung und Restauration des alten katholischen Kirchenbaues zur Folge. Wer nbehangen die Kirchengeschichte beobachtet, der wird erkennen, daß dem Katholizismus ist nicht untergangen und kann nicht untergehen, da er religiöse Schätze in seinem Innern birgt, die unzerstörbar und unverlierbar sind, die zum Christentum gehören und die das Christentum nicht entbehren können. So der bekannte Professor für vergleichende Religionsgeschichte Dr. Friedrich Geiler in Marburg in seinem neuesten Werke „Das Wesen des Katholizismus“, eine Schrift, die einen evangelischen Katholizismus vertritt und für die evangelische

Kirche fünf katholische Punkte fordert: Die Einheit, das Bischofsamt, priesterliche Seelenführung in der Welt, einen Gottesdienst mit einem Mysterium (Opfer, nicht bloß den evangelischen Wortgottesdienst), mystisches Gebetsleben.

Erfahrungen mit dem Achtkundentag.

Hierzu schreibt der Arbeitsdirektor Baumgärtner in Stuttgart: „Der Achtkundentag, die „Erzungenhaft der Revolution“, die besonders der Stolz des Sozialismus ist, ist nun mehr als 1½ Jahre in Kraft. Wir haben schon früher grundsätzlich die gezielte Festlegung einer Maximalarbeitszeit als durchaus berechtigt und den Achtkundentag hauptsächlich für die Industrie als volkswirtschaftlich durchaus nicht als schädlich bezeichnet; aber was die Revolution übersehen und dadurch die Volkswirtschaft, Arbeitgeber wie Arbeitnehmer, geschädigt hat, die Schematisierung des Achtkundentages für alle Gewerbezweige getadelt.

Von Anfang an wurde von der christlichen Sozialpolitik auf die Schwierigkeiten und Härten einer solchen Schematisierung hingewiesen. Die Erfahrungen haben ihr Recht gegeben. In der Zeitschrift „Soziale Praxis“ stellt Gewerberat Geißler in Braunschweig eine Reihe von Erfahrungen mit dem Achtkundentag zusammen. Darnach zeigt sich, daß eine Reihe von Ausnahmen von den dafür ausbedingten Stellen zugelassen werden mußten. Die Ausnahmen gelten zunächst für einzelne Gewerbetreibende, und dann auch für ganze Gewerbezweige.

So ist festgestellt worden, daß, abgesehen von der Landwirtschaft selbst, auch die Berufsgruppen, deren Tätigkeit im engen Abhängigkeitsverhältnis zur Landwirtschaft stehen, wie Schmiede und sonstiger Handwerkbetrieb in den Landgemeinden, dann solche Gewerbezweige, in denen leicht verderbliche Rohstoffe in wechselnder Menge verarbeitet werden müssen, wie die Konvervenfabriken, mit einer achtkundigen Arbeitszeit meist nicht auskommen können. Ebenso hat sich gezeigt, daß Betriebe, die von der Witterung abhängig sind und nur während eines Teils des Jahres in Tätigkeit sind, wie z. B. Ziegeleien und Bauhandwerke, wenigstens anfangs nicht in der Lage waren, durch Vermehrung ihrer Arbeitskräfte allein Uebererschreitungen des Achtkundentages zu vermeiden. Bei Eintritt besserer wirtschaftlicher Verhältnisse wird der Mangel an solchen Arbeitskräften sich noch in erhöhtem Maßstäbe bemerkbar machen.

Auch solche Berufsweige stehen auf Schwierigkeiten, in denen der Gedächtnisaufwand an den einzelnen Arbeitstagen starkem Wechsel unterworfen sind, wie z. B. im Friseur-, im Gast- und Schankwirtschaftsgewerbe. Auch das Transportgewerbe läßt eine regelmäßige achtkundige Arbeitszeit nicht zu. Bei der Uebung des Holzes aus den Wäldungen, bei Erbsendigung von Uuzügen usw. ist die Innehaltung der achtkundigen Arbeitszeit schlechterdings unmöglich.

Am wenigsten Schwierigkeiten ist die Durchführung des achtkundigen Arbeitstages in den größeren Betrieben mit vielen Arbeitsmaschinen und ausgebehten Räumlichkeiten begegnet. Immerhin waren auch hier zeitweise Uebererschreitungen der normalen Arbeitszeit durch einzelne Arbeitergruppen notwendig, um Störungen der gesamten Produktion zu vermeiden. Inwiefern die Arbeitszeitverkürzung auf den Umfang der Produktion einwirkt hat, war bis jetzt nicht zu ermitteln, da eine große Zahl anderer Faktoren, wie zeitweise Abschaffung der Akkordarbeit, Verminderung der Leistungsfähigkeit der Arbeiter infolge nicht ausreichender Ernährung, außergewöhnliche Abnutzung der Maschinen während des Krieges, Störung in der Belieferung mit Rohstoffen, Werkzeugen und sonstigen Hilfsmitteln u. s. w. gleichzeitig nachteilig gewirkt haben. Immerhin darf man annehmen, daß sich in den größeren Betrieben die Folgen der Arbeitszeitverkürzung durch Verbesserung der Betriebsmittel und des Arbeitsverfahrens durch erhöhte Arbeitsintensität und ähnliches werden ausgeglichen lassen.

Tatsache ist auch, daß in nicht seltenen Fällen die Arbeitnehmer selbst dem mit dem Achtkundentag

bringen könnten, der meine hundertzehntausend abnimmt.“
 „Das kann Ihr Ernst nicht sein. Ich will mein Gut nicht verkaufen, ich will es selbst bewirtschaften, und ich werde es wieder hochbringen, unser altes Familienerbe.“
 „Und ich sage Ihnen, das Gut verträgt die neue Belastung nicht mehr.“
 „In einem Jahr werde ich Wöheim hochbringen und anfangen können, die Schulden abzutragen. Lassen Sie mir 3-4 Jahre Zeit, dann ist ein großer Teil schon gedeckt.“
 Aber Fritz von Wöheims Gegenüber besah sich nur die Handflächen. Da er keine Antwort gab, da auch der gemessene Zug um die Mundwinkel keine Zustimmung erwarten ließ, so wurde Fritz von Wöheim immer erregter.
 „Sie wollen also nicht!“ rief er hervor.
 „Ein — ein Geldverleiher mit Ihren Erfahrungen muß aber wissen, daß der Wert bedeutend höher ist.“
 Nach einem Bögern erst hatte er das Wort Geldverleiher gebraucht, ein härteres war auf seinen Lippen gelegen. Aber der Betroffene hatte dies empfunden, und ohne Erregung erklärte er nun:

„Nein! Ich will nichts verlieren!“
 „Verlieren? Sie wissen, wie viel ich für jene einhundertzehntausend erhalten habe; und Sie selbst haben es gegeben.“
 „Sie schlagen einen Ton an, Herr von Wöheim, der mich nicht entgegengesetzter stimmen wird.“
 „Sie haben meine Schulden für neunzigtausend gekauft. Fünfundsechzig erhielt ich nur.“
 „Ich brauche selbst Geld und werde aus diesem Grunde die Einlösung der Schuld fordern müssen, mein Herr!“
 „Jetzt? Sie wollen das tun, weil Sie wissen, wie sehr mir die Hände gebunden sind. Sie wollen mir drohen, weil ich Sie fühlen ließ, was Sie an mir verdienen wollen.“
 „Ich denke, daß ein weiteres Verhandeln nunmehr zwecklos ist. Ich werde morgen die Schuldscheine einfordern lassen.“
 „Ich kann nicht zahlen, jetzt nicht!“
 „Dann wird das Gut versteigert!“
 „Sie wollen mir das Gut, die Heimat nehmen? Und warum?“
 „Weil ich selbst Geld brauche!“
 „Das ist sicher nur ein Vorwand.“

„Ich bin darüber wohl niemand Rechenschaft schuldig. Ich gebe nichts und werde jene Schuld einfordern.“
 „Dann bin ich zu Grunde gerichtet!“
 „Da Sie von dem hohen Werte des Gutes überzeugt sind, werden Sie ja sicher leicht einen Käufer finden!“
 „In dieser Zeit nicht.“
 „Es könnte doch möglich sein, daß jemand noch 40,000 Mark zu den Schulden bezahlt. Sie hätten dann ein hübsches Kapital und könnten irgend etwas neues anfangen.“
 „Aber dann müßte ich Wöheim verlassen. Und ich will doch den alten Glanz des Hauses wieder aufsuchen.“
 „Sie können ja anderswo den Versuch machen. Ich muß mein Geld zurück fordern.“
 „Damit war er aufgesehen, um erkennen zu lassen, daß er die Unterredung beenden wollte.“
 „Sie wissen, daß ich dann zu Grunde gerichtet bin, wenn Sie gerade jetzt den Betrag einfordern.“
 „Ich würde vielleicht noch 40,000 Mark aufwenden, wenn Sie dafür das Gut verkaufen.“
 „Das kann ich nicht! Wenn ich selbst die Verwaltung übernehme, erreicht es den dreifachen Wert.“

„Dann wünsche ich Ihnen Glück dazu. Es wird für Sie dann eine Kleinigkeit sein, mir die Schuld von einhundertzehntausend Mark zu bezahlen.“
 „Sie wissen, daß ich bei diesem Verlangen das Gut verlieren muß.“
 „Sie können sich ja immer noch anders besinnen. Mein Angebot kennen Sie.“
 „Das ist ein Wucher — ein Erdrosseln!“ — —
 Fritz von Wöheims Stimme klang schrill vor Erregung.
 Aber sein Gegenüber hob nur die Schultern hoch und ging nach der Türe hin.
 Und ohne noch ein Wort hinzuzufügen, raunte Fritz von Wöheim hinaus.
 Der Andere folgte und ging die Treppe hinunter, um die Türe aufzusperrern. Ob Fritz von Wöheim hinausging, erklärte der Geldverleiher: „Sie können mich bis morgen mittag telefonisch verständigen, wenn Sie sich noch anders besinnen wollen. Das Gut macht Ihnen nur Sorgen und Kosten. Ich aber zahle Ihnen noch vierzigtausend Mark, wenn Sie es mir verkaufen. Nachmittags übergebe ich meine Schuldbforderung dem Gericht.“
 (Fortsetzung folgt.)